

Gespräch in der Wohngruppe

«Cafi Momo» statt Medikamente

Einmal pro Woche setzt sich die Pflegefachfrau einer Wohngruppe für alte Menschen einfach nur hin und hört den Bewohnerinnen zu. Resultat: Sie brauchen weniger Medikamente.

«Der liebe Gott hat mir nie geholfen. Nie. Immer habe ich gebetet. Und was hat es genützt?» Eben noch haben sie zusammen gelacht, sieben alte Frauen und Mirjam Schlatter, Pflegefachfrau in der Wohngruppe. Jetzt kippt die Stimmung. Alle schauen betreten, etwas unwohl auch. Sässe Schlatter nicht am Tisch, hätte sich die nachmittägliche Kaffeerunde spätestens jetzt aufgelöst. Heute nicht. Heute ist «Cafi Momo». Die Seniorinnen bleiben sitzen, ein Gespräch über Gott entspinnt sich, und als jemand einwirft: «Ohne Gott wären Sie doch jetzt nicht Urgrossmutter, oder?», kehrt das Lachen zurück. Als es Abend wird, ist die Stimmung in der Wohngruppe entspannt, die Frauen wirken zufrieden und satt.



Eine gute ZuhörerIn: Pflegefachfrau Mirjam Schlatter im Kreise ihrer Wohngruppe B.
Foto: Tagesanzeiger/Beat Marti

Einfach zuhören

So ist es meistens am Donnerstagabend in der Wohngruppe Böschenmatte, einer Aussenstation des Altersheims Giebeleich. Am Donnerstag ist «Cafi Momo». Dann nimmt sich Mirjam Schlatter zwei Stunden Zeit – freiwillig und von ihrem Arbeitgeber nicht entlohnt –, um einfach nur da zu sein und zuzuhören. Wie Momo, das Mädchen aus Michael Endes Märchen, das so zuhören konnte, dass die Menschen froh oder gescheit wurden. Auch Mirjam Schlatter muss nicht viel sagen. «Ich sehe mich als Katalysator», erklärt sie. «Bin ich da, läuft das Ge-

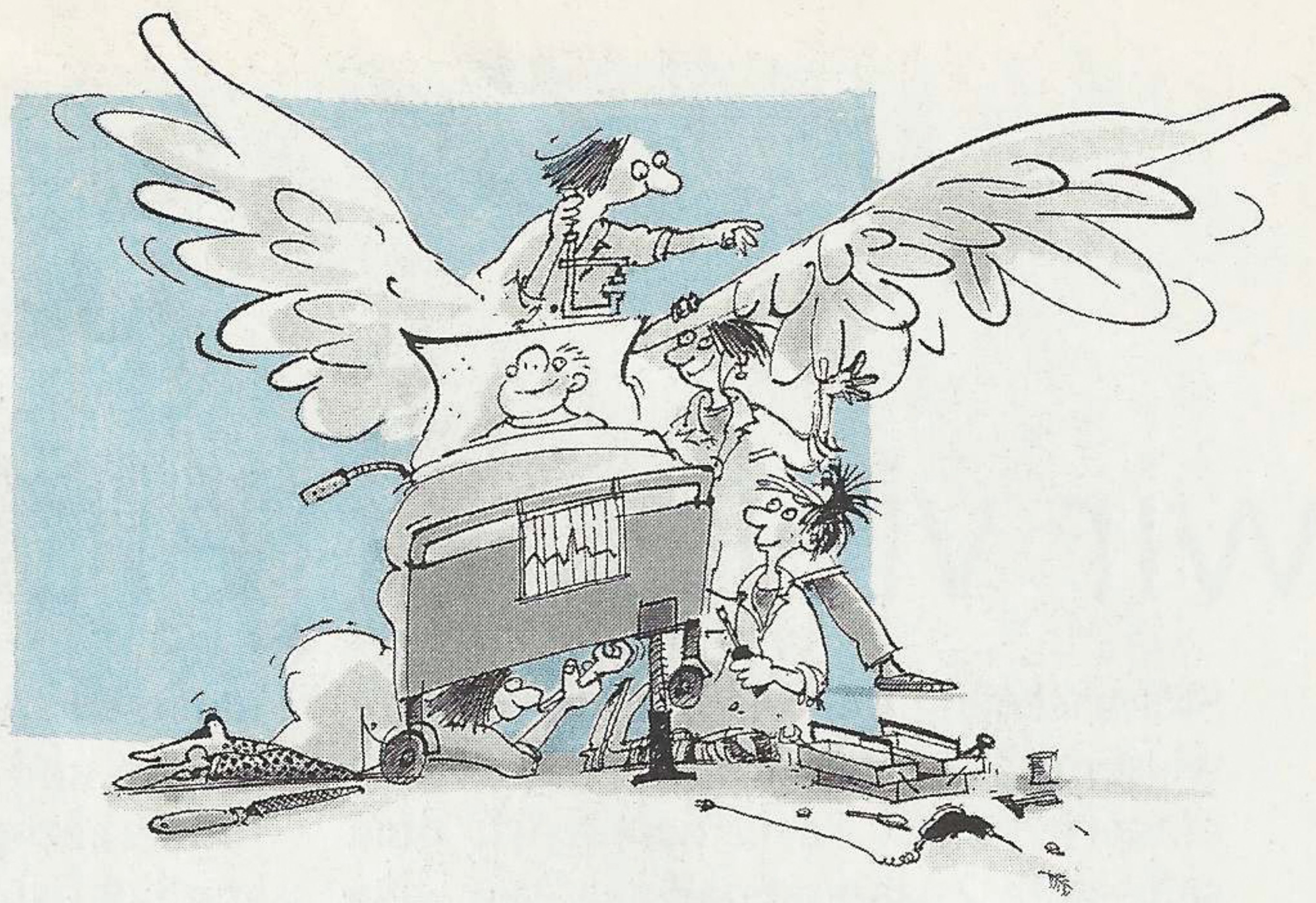
spräch, bin ich nicht da, gehen die Bewohnerinnen nach dem Kaffee gleich wieder ins Zimmer.»

Bessere Stimmung

Der Effekt ist verblüffend. Es kann in der Wohngruppe am Mittwoch bis in die Nacht drunter und drüber gehen, weil die Bewohnerinnen von den Pfl-

genden viel mehr Aufmerksamkeit fordern, als diese in der knappen Zeit geben können, die sie haben. Am Donnerstagabend aber herrscht Ruhe. «Dann fordert niemand mehr Aufmerksamkeit – weil die Betagten sie bereits erhalten haben», sagt Mirjam Schlatter.

Aber nicht nur das. Schlatter braucht in ihrer täglichen Arbeit viel weniger Medikamente als üblich. «Oft haben alte Menschen unbestimmte Beschwerden wie Bauch- oder Kopfweh, oder sie können nicht einschlafen», erzählt sie. «Nimmt man sich Zeit für sie, erübrigen sich Medikamente gegen diese Leiden meistens.» Wahrscheinlich, so



glaubt sie, könnte der Medikamentenkonzum auch in anderen Institutionen reduziert werden, wenn die Pflegenden nur genügend Zeit hätten, den ihnen anvertrauten Menschen zuzuhören. Beweisen kann die Pflegefachfrau den Zusammenhang zwar nicht direkt: Sie hat ihren Zuhördienst sofort nach der Eröffnung der Wohngruppe eingerichtet; einen Vorher-nachher-Vergleich kann sie also nicht ziehen. Die Medikamentenblätter aber zeigen generell, dass weniger Medikamente gebraucht werden, wenn die Pflegenden genügend Zeit haben.

Wissenschaftlich belegt

Und: Andere Studien und Erfahrungen stützen Schlatters Vermutung. So ist schon seit längerem bekannt, dass offene Beine bei alten Menschen besser heilen und seltener wieder aufbrechen, wenn die Patienten nach dem Abheilen weiterhin dieselbe Unterstützung bekommen wie während der Akutphase. In einem Zürcher Altersheim sank der Medikamentenkonzum von italienisch- und spanischstämmigen Bewohnern, als die Heimleitung eine mediterrane Gruppe ins Leben rief, die ein eigenes Stockwerk bewohnt (vgl. Artikel S. 22).

Für Mirjam Schlatter liegen die Schlussfolgerungen eigentlich auf der Hand: «Wir müssten uns den Luxus erlauben, Pflegerinnen einfach fürs Zuhören zu bezahlen.» Aber das sei wohl unrealistisch – Prävention sei schwer beweisbar und deshalb den Krankenkassen und dem Kanton auch schlecht in Rechnung zu stellen: «Medikamente und ihre Wirkung können klar definiert werden – Zuhören nicht.»

Liliane Minor

Liliane Minor ist Redaktorin beim «Tages-Anzeiger». Dieser Beitrag ist im «Tages-Anzeiger» vom 2. März 2005 erschienen.